



Gerhard Schröder zum Siebzigsten

herausgegeben
von Sigmar Gabriel

vorwärts|buch

Projektleitung: Guido Schmitz (Geschäftsführer der Berliner
vorwärts Verlagsgesellschaft), Ines Klughardt

Sucht man im Internet nach «Fotos von Gerhard Schröder» werden
nach 0,36 Sekunden ungefähr 1.090.000 Ergebnisse angezeigt.

Die Bilderstrecken, mit denen wir in dieser Festschrift Gerhard
Schröder vorstellen, haben wir alleine aus diesem Grund nicht nach
chronologischen Gesichtspunkten ausgewählt.

Die ausgesuchten Fotos zeigen vielmehr Stationen und
Augenblicke aus seinem privaten und politischen Leben. Es sind
Momente aus seinem Werdegang vom Schüler aus einfachsten
Verhältnissen, vom jungen Politiker aus Niedersachsen, vom
Ministerpräsidenten mit seinem Kabinett, bis hin zum erfahrenen und
verantwortungsbewussten Staatsmann.

Die Bilder zeigen seine brennende Leidenschaft zum Fußball, den
erlösenden Moment nach dem Sieg der Bundestagswahlen 1998 und
2002. Es sind Porträts mit bekannten und unbekannt Menschen, die
ihn über die Jahre begleitet haben. Momente sowohl mit den beiden
sozialdemokratischen Kanzlern, als auch mit seiner Mutter und mit
seiner Frau Doris Schröder-Köpf.

© vorwärts buch Verlagsgesellschaft 2014
Stresemannstraße 30, 10961 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Produktion: Schüren Verlag GmbH, Marburg

Gestaltung: Nadine Schrey

Umschlaggestaltung: Wolfgang Diemer, Köln

Umschlagfoto: © Marco Urban

Bilderidee und Recherche: Jörg Hüster

Druck: druckhaus Köthen, Köthen

Printed in Germany

Gedruckt auf Papieren aus nachhaltiger Waldwirtschaft

Inhalt

Sigmar Gabriel	7
Gregor Schöllgen	14
Egon Bahr	21
Franz Beckenbauer	26
Klaus Uwe Benneter	28
Roland Berger	31
Burckhard Bergmann	37
Manfred Bissinger	41
Johann Bruns	45
Edelgard Bulmahn	52
Bill Clinton	57
Kai Diekmann	59
Thea Dückert	64
Ehard Eppler	69
Joschka Fischer	73
Günter Grass	77
Jürgen Großmann	79
Uwe-Karsten Heye	86
Horst Hirschler	90
Hannelore Kraft	94
Aleksander Kwaśniewski	96
Udo Lindenberg	103
Carsten Maschmeyer	105
Klaus Meine	107
Philipp Mißfelder	108
Michael Müller	115
Franz Müntefering	120
Michael Naumann	127
Thomas Oppermann	131
Werner A. Perger	138
Christina Rau	143
Reinhard Rauball	145
Bert Rürup	147
Nicolas Sarkozy	150
Otto Schily	153

Einleitung



Gregor Schöllgen

Jg. 1952. Er ist ein deutscher Historiker und Publizist mit besonderem Fokus auf die Nachkriegszeit. Prof. Dr. Schöllgen arbeitet an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und leitet dort das Zentrum für Angewandte Geschichte.

Ein Mann der Tat

Wie Gerhard Schröder die Deutschen mit der Wirklichkeit vertraut machte

Dieser Mann weiß, wie es ganz unten aussieht. Und er weiß auch, wie man nach ganz oben kommt. Wer dem äußersten Rand der Gesellschaft entstammt, bringt es unter normalen Umständen nicht zum Rechtsanwalt, und schon gar nicht schafft er es bis ins Kanzleramt. Aber die Umstände sind nicht normal, als Gerhard Schröder am 7. April 1944 im Lippischen das Licht der Welt erblickt. Längst fordert der Krieg, der von Deutschland als Eroberungs- und Beutefeldzug begonnen worden ist und vor allem im Osten systematisch als Vernichtungsfeldzug geführt wird, auch unter den Deutschen Millionen von Opfern. Unter ihnen ist Gerhard Schröders Vater, der Anfang Oktober 1944 in Rumänien fällt, ohne dass er seinen einzigen Sohn je gesehen hätte.

Diese frühe Prägung schärft die Sensibilität Gerhard Schröders für die jüngere Geschichte. Es ist eben kein Zufall, dass er noch vor der Vereidigung als Bundeskanzler damit beginnt, die überfällige Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter auf den Weg zu bringen. Und es ist auch kein Zufall, dass

er – nicht zuletzt unter Verweis auf die historische Verantwortung Deutschlands und anfänglich gegen erhebliche Widerstände zum Beispiel seines späteren engen Weggefährten Jacques Chirac – mit großem persönlichen Einsatz daran arbeitet, dass Polen einen seinem Gewicht entsprechenden Platz in der Europäischen Union einnehmen kann. Dass Gerhard Schröder 60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges als erster deutscher Bundeskanzler zu den Feierlichkeiten anlässlich der Jahrestage der alliierten Landung in die Normandie, der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes und der Erinnerung an das Kriegsende nach Moskau eingeladen wird, ist seitens der Gastgeber ausdrücklich auch eine Reverenz an seinen Umgang mit der Vergangenheit. Die Besuche bewegen ihn tief. Und sie sind Höhepunkte seiner Kanzlerschaft.

*

Schon in jungen Jahren versteht Gerhard Schröder die in der Arbeiterbewegung populäre Maxime «Wissen ist Macht» als Verpflichtung, sich dieses Wissen anzueignen. Die dezimierte Nachkriegsgesellschaft bietet ihm die Chance. Schröder ergreift sie, stellt damit unter Beweis, dass sich die Herkunft aus einem als asozial geltenden Milieu und eine beispiellose berufliche Laufbahn nicht grundsätzlich ausschließen müssen, und legt gleich zwei Karrieren hin, von denen jede für sich genommen auch dann beachtlich wäre, wenn der Mann privilegierten Verhältnissen entstammte. Zumal der Weg, den er zum ersten Ziel nehmen muss – Lehre und Beruf, Berufs- und Abendschule, Studium und Referendariat –, ja kein Spaziergang ist. Immerhin steht am Ende nicht irgendeine Tätigkeit, sondern der Traumberuf. Das erklärt, warum Gerhard Schröder jedenfalls zeitweilig noch als Anwalt tätig ist, während er längst an seiner politischen Karriere arbeitet.

Sie beginnt, als der Neunzehnjährige 1963 der SPD beitrifft. Weggefährten, die ihn lange Zeit aus der Nähe beobachtet haben, wissen von einem sehr emotionalen Verhältnis des Mannes zu seiner Partei zu berichten. Dass ihm nach immerhin fünf Jahren an ihrer Spitze im März 2004 der Verzicht auf das Amt des Vorsitzenden sichtlich schwerfällt, trifft wohl zu. Richtig ist allerdings auch, dass Gerhard Schröders Verhältnis zu seiner Partei, und das heißt während der achtziger und neunziger Jahre zu ihren übrigen führenden Vertretern, ausgesprochen schwierig ist. Sie sind Konkurrenten – um das Amt des Parteivorsitzenden und um die Position des Kanzlerkandidaten. Den Parteivorsitz will Schröder jedenfalls zeitweilig, die Kanzlerkandidatur strebt er mit Nachdruck an, seit er 1990 in der Niedersächsischen Staatskanzlei residiert.

Dass Gerhard Schröder schon als junger Bundestagsabgeordneter den Einzug ins Kanzleramt zum Ziel seiner politischen Laufbahn erklärt hat, ist vielfach belegt. Es ist der Kampf um die Macht, der ihn treibt. Gerhard Schröder ist ein Kämpfer, und er ist ein Machtmensch – instinktgesteuert und be-

rechnend, rücksichtslos und egoman, medienaffin und wahlkampf-tauglich. So nehmen ihn nicht nur seine Gegenspieler wahr, von denen einer nach dem anderen auf der Strecke bleibt.

Überraschend ist das nicht. Denn wer am Ende der siebziger Jahre innerhalb von zwei Jahren die zerstrittene Juso-Truppe zu einem ernst zu nehmenden Faktor innerhalb und außerhalb der SPD macht, Anfang der achtziger Jahre die Bewährungsprobe als Abgeordneter des Deutschen Bundestags besteht, seit 1986 als Oppositionsführer in Niedersachsen einem populären Ministerpräsidenten erfolgreich die Stirn bietet, hernach dort drei glänzende Wahlsiege in Folge abliefern und als erster Sozialdemokrat eine rot-grüne Koalition durch eine ganze Legislaturperiode führt – der hat das Zeug, sich in den beinharten parteiinternen Kämpfen um die Kanzlerkandidatur durchzusetzen und dann auch das Amt mit Erfolg auszuüben. Erst recht dann, wenn er neben dem mit Leidenschaft geführten Kampf um die Macht ein großes Ziel vor Augen hat.

*

Gerhard Schröder hat ein solches Ziel. Eigentlich sind es zwei: Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit. Nicht mehr, aber eben auch nicht weniger. Das klingt wie das ritualisierte Bekenntnis einer politischen Sonntagsrede. Tatsächlich gibt es kein zweites Thema, das den Mann so früh, so intensiv und so dauerhaft bewegt wie dieses. Auch die Maxime «Fördern und Fordern», das Grundprinzip seiner Reformpolitik, ist dieser leitenden Idee verpflichtet. Schröder hat ja am eigenen Leib erfahren, was soziale Ungerechtigkeit bedeuten und Chancengleichheit bewirken kann.

Diese Gleichheit herzustellen oder doch die Voraussetzungen für sie zu schaffen, ist das leitende Prinzip seiner Kanzlerschaft – in allen Bereichen, auch in der Außenpolitik. Es gehört zu den auffälligen Merkmalen dieser Biografie, dass vieles von dem, was Gerhard Schröder im Laufe seiner rund vierzigjährigen politischen Laufbahn sagt, nicht zur Kenntnis genommen, überhört, oder schlicht ignoriert wird, so auch diese Kernbotschaft seiner ersten Regierungserklärung als Bundeskanzler: «Wir sind stolz auf dieses Land», sagt er am 10. November 1998 noch in Bonn: «Was ich hier formuliere, ist das Selbstbewusstsein einer erwachsenen Nation, die sich niemandem über-, aber auch niemandem unterlegen fühlen muss.» Diese Gleichrangigkeit ist sowohl Voraussetzung für als auch Ergebnis von Chancengleichheit im internationalen Wettbewerb und daher nicht zuletzt im Kreis der Partner und Verbündeten sicherzustellen.

Nimmt man diese Maxime nicht zur Kenntnis, kann man die Außenpolitik dieses Bundeskanzlers nicht verstehen, schon gar nicht während der großen Krisen, Konflikte und Kriege im Kosovo, in Afghanistan oder im Irak.

Dass sich die Wege Gerhard Schröders und George W. Bushs, Tony Blairs und anderer zeitweilig trennen, hat mehrere Ursachen und Gründe, darunter der kompromisslose Kriegskurs des amerikanischen Präsidenten und seiner Gefolgschaft im Irak, aber eben auch die Entschlossenheit des Bundeskanzlers, vom Recht einer souveränen und gleichberechtigten Nation Gebrauch zu machen und in eigener Verantwortung über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Es ist durchaus bemerkenswert, dass mehr oder weniger alle führenden Staatsmänner der Zeit, wenn auch mitunter nach einer Phase irritierten Zögerns, diese Position akzeptieren. Das gilt für die Präsidenten Frankreichs, Russlands oder auch Chinas – Jacques Chirac, Wladimir Putin und Jiang Zemin beziehungsweise Hu Jintao –, es gilt aber auch für George W. Bush. Anders als es die Legende will, ist das Verhältnis des amerikanischen Präsidenten zum deutschen Bundeskanzler seit der Irakkrise nicht dauerhaft beschädigt. Für Bush zählt nicht nur, dass Schröder auch während des Krieges nie einen Zweifel an den Bündnisverpflichtungen des Landes gelassen und dieses mit beträchtlichem persönlichen Risiko in die Allianz gegen den Terrorismus geführt hat, sondern der Präsident erkennt eben auch, dass dessen Selbstbewusstsein den Status eines souveränen Landes mit beträchtlichem Gewicht und bemerkenswertem Modernisierungseffekt reflektiert.

*

Denn dieser Gerhard Schröder zieht nicht nur außen- und sicherheitspolitisch die überfällige Konsequenz aus Deutschlands neuer Lage. Er bringt auch wirtschafts- und arbeitsmarktpolitisch, sozial- und kulturpolitisch jene Erneuerung auf den Weg, die das seit 1991 souveräne und damit voll handlungsfähige Land braucht, um sich in einer Welt behaupten zu können, in der es nicht ohne Grund als europäische Führungsmacht wahrgenommen wird. So gesehen hat die Agenda 2010 mit ihrem Kern, den Arbeitsmarktreformen, von Anfang an nicht nur eine nationale Dimension. Sie ist der Dreh- und Angelpunkt eines konsequent auf die globale Wettbewerbsfähigkeit ausgerichteten Reformprogramms, zu dem die gesetzliche Regelung der Zuwanderung ebenso zählt wie der Atomkonsens, an dem Schröder arbeitet, seit er in die Niedersächsische Staatskanzlei eingezogen ist, und viele andere Maßnahmen mehr.

Zugleich markiert die Agenda den Punkt, an dem dieser Bundeskanzler die Deutschen und nicht zuletzt seine eigene Partei wohl auch deshalb überfordert, weil vieles improvisiert und überstürzt ins Werk gesetzt wird. Man kann darüber streiten, ob er diese radikalste Stufe seiner Reformpolitik anders und besser hätte kommunizieren können. Bedenkt man den ungeheuren Reformdruck und vor allem die fast vollständige Inanspruchnahme durch die Irakkrise, bleibt für die Antwort wenig Spielraum.

Nicht streiten lässt sich über die Frage, ob Gerhard Schröder wusste, dass ihn die Reformpolitik das Amt kosten könnte. Als sein Kabinett am 9. November 2005 nach der äußerst knapp verlorenen Wahl ein letztes Mal zusammenkommt, sagt Otto Schily, der Älteste in der Runde, was gesagt werden muss, spricht von Schröders «Willensstärke», seinem «strategischen Weitblick», seiner «Unbeirrbarkeit», seiner «Entschluss- und Durchsetzungskraft», seinem «Charisma», und fügt hinzu: «Gerhard Schröder wird in die Geschichte als Kanzler der Reformen eingehen, als Kanzler, der tief greifende Reformen gewagt hat, obwohl er wusste, dass er damit sein Regierungsamt aufs Spiel setzte.»

Es gibt nicht viele, von denen sich solches sagen lässt. Richtig ist, dass kein Kanzler der Bundesrepublik Deutschland freiwillig aus dem Amt geschieden ist. Richtig ist aber auch, dass nur wenige bereit gewesen sind, ihrer politischen Überzeugung auch dann treu zu bleiben, wenn der Verlust des Amtes drohte: Willy Brandt, Helmut Schmidt und Gerhard Schröder sind diesen Weg gegangen. Brandt hat ein konstruktives Misstrauensvotum denkbar knapp überstanden. Schmidt und Schröder sind gescheitert, der eine am Koalitionspartner, der andere am Wähler – und beide auch an ihrer eigenen Partei. An ihrer Leistung ändert das nichts. Die Bilanz, mit der Gerhard Schröder das Amt verlässt, ist beachtlich: Der siebte Bundeskanzler hat das wieder vollständig souveräne Deutschland mit angemessenem Selbstbewusstsein auf seinen Platz in der Weltpolitik geführt, und er hat den Beweis erbracht, dass dieses Land reformfähig und somit in der Lage ist, sich der Wirklichkeit der globalisierten Welt zu stellen. Wer wollte mehr erwarten.